

Zum Kaiserbesuch in Posen.



Der Perseusbrunnen von Heister.

Der Brunnen, ein Werk des Professors Heister, stellt den griechischen Sagenheld Perseus dar, wie er mit Hilfe des von ihm zuvor erbeuteten, zu Stein erstarrten Medusenhauptes die an einen Felsen geschnittenen Andromeda von dem sie bewachenden Seeungeheuer befreit. Der Brunnen bildet einen hervorragenden Schmuck der Stadt Posen. Er war seiner Zeit in der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung ausgestellt und wurde danach von der Kaiserin Friedrich angekauft. Die hohe Frau verbanden gerade mit Posen vielfache Bezieh-

ungen. Sie war Inhaberin des früher dort garnisonierenden 2. Husaren-Regiments und hatte in weiter zurückliegenden Jahren ein außerordentliches Interesse für die Stadt betätigt, als es galt, den bitteren Folgen einer großen Ueberschwemmung hilfreich zu steuern. So ist der Perseusbrunnen in Posen nicht nur ein Sinnbild deutscher Bildhauerkunst, sondern zugleich auch ein Denkstein an die Hochherzigkeit der verewigten Kaiserin-Mutter.



Generalfeldmarschall Graf Waldersee, ein Blumenfreund. Anlässlich der Befestigung der 83. Infanterie-Brigade wollte Graf Waldersee vom 29. bis 31. August in Erfurt. Er benutzte seinen Aufenthalt in der Blumenstadt um die Gärtnerei Petersheim aufzusuchen. Unter Führung der Besitzer, der Herren Wilhelm, Louis und Fritz Petersheim besichtigte der Graf das Etablissement, reges Interesse für die ihm vorgeführten Blumen und Pflanzen zeigend. Große Aufmerksamkeit schenkte er den Arbeiten aus frischen Blumen. In dem mit Blumen überblumten angefüllten Bindeaal ging er von Arbeitsstand zu Arbeitsstand, freundliche Worte an die Binder und Binderinnen richtend. Hierbei fiel sein Blick auf ein Sonnenblumen-Arrangement, welches gerade angefertigt wurde. Er sagte hierbei scherzend, daß man in China zu Hochzeiten dem jungen Paare eine große Sonnenblume schenke. Als Herr Petersheim fragte, warum man gerade Sonnenblumen schenke, sagte der Feldmarschall, daß eine Sonnenblume dort Kinderreichthum bedeute. Eingehend unterhielt sich der General-Feldmarschall noch mit Herrn Fritz Petersheim, welcher lange Zeit im Auslande und auch ein Jahr in den Vereinigten Staaten gewohnt hat. Beim Abschied wurde dem Grafen, der seine hohe Befriedigung über alles Gesehene ausdrückte, ein Strauß grünblühender Rosen überreicht, welche er mit großem Interesse entgegennahm und seiner Bewunderung Ausdruck gab, welche seltsame Formen und Farben die Blumenzüchter jetzt zu Stande brachten.

Eine niedliche Jagdgeschichte wird aus Schottland berichtet. Unter einer großen Jagdgesellschaft befand sich ein alter Professor, dessen Schussfertigkeit mit der Tiefe seiner Weisheit allerdings kaum zu vergleichen war und oft der Gegenstand harmlosen Scherzes seiner Gefährten bildete. Plötzlich kam ein schwerer Regenguss nieder, und da auf dem Moore keine Gelegenheit war, sich irgendwo unterzustellen, wurden Alle bis auf die Haut naß. Nur Einer bildete eine Ausnahme: der Professor. Er war auf eine mysteriöse Weise verschwunden, sobald der Regen begann und trat erst wieder in die Erscheinung, als das Unwetter vorüber war und die Sonne wieder die Wolken durchbrach. Zum größten Erstaunen der Anderen war seine Kleidung trocken und Alle verlangten zu wissen, auf welche Weise er dem Durchnäßtwerden entgangen war. Die Erklärung war ebenso einfach wie verblüffend. „Sobald der Regen begann, sagte der Professor, „ging ich bei Seite, zog mich vollstän-

dig aus und setzte mich auf meine zusammengerollten Kleider bis der Regen aufhörte.“

Postkammer im Postamt. Aus Pittsburg meldet man der „New-Yorker Staatsztg.“: Postmeister Grier von Allegheny hat den Leiter des Eisenbahnpostdienstes in New-York, W. J. Bradley, dröhnend gebeten, die sofortige Bestrafung eines Postbeamten zu veranlassen, der sich den Scherz gemacht hat, einen selbstverschlossenen Postfach nach Allegheny aufzugeben, welchem, als man ihn dort öffnete, Tausende von — Fähen enthielten, die blutdürstig über die dortigen Postbeamten herfielen, so daß diese stundenlang sich auf der Flucht befanden und ihre Arbeit nicht verrichten konnten. Die dem schönen Geschlecht angehörigen „Postlerks“ zogen sich bald nach dem Ueberfall nach dem Ankleidzimmer zurück und verbrachten dort mehrere Stunden in beschaulichen Betrachtungen über die Gemeinheit der Männer.

Konvention der Rothhäute auf der St. Louiser Weltausstellung. Aus St. Louis (Nordamerika) wird uns geschrieben: In dem Regierungsdepartement der Vereinigten Staaten für Indianer-Angelegenheiten herrscht zur Zeit eine außerordentliche Thätigkeit, da die Regierung beschlossen hat, die verschiedenen Indianerstämme, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Industrie und ihren Aderbau auf der St. Louiser Weltausstellung in würdiger Weise darzustellen. Das Indianerdorf wird sowohl wilde wie auch civilisierte Stämme beherbergen. Abseits der Regierungsausstellung der Vereinigten Staaten gelegen, wird es von hohen Bäumen umgeben sein, um ein Entweichen der Wilden zu verhindern. Eine große Anzahl der Indianer haben die Sitten ihrer Vorfahren angenommen, doch noch heute brechen wilden Indianer-Clans aus und müssen unter Blutvergießen unterdrückt werden. Daher stehen viele Indianer unter steter Regierungsaufsicht. Geronimo, der berühmteste und blutdürstige Apachenhäuptling, gehört unter letzteren Kategorie; niemals darf er die Indianer-Reservation verlassen ohne eine besondere Sicherheitswache. Auf dem Ausstellungspunkte werden die Indianer in einzelnen Dörfern hausen; in ihre phantastischen Kostüme gekleidet, werden sie ihre Nationaltänze, als: Kriegstanz, Schlängeltanz, Nebeltanz und sonstige charakteristische Feiertänze abhalten. Scheingefechte, Ueberfälle auf Einwanererkarawanen und Einschießen werden die Zustände während der Pionierzeiten neuerleben lassen. Ein offizieller Bericht der Indianer-Bevölkerung sagt, daß 165,000 A. unter direkter Aufsicht des Staatsministers des Innern für die Indianer-Ausstellung verausgabt werden dürfen. Herr Hitchcock wird besonders bedacht sein, das Indianerdorf zu einem speziellen Anziehungspunkt der St. Louiser Weltausstellung zu machen. Es würden mindestens 1000 Indianer 50 verschiedene Stämme repräsentieren. Einige derselben sind noch nicht civilisiert, doch andere stehen auf der höchsten Bildungstufe. Auf dem Ausstellungspunkte werden sie in eigenen Dörfern ihre Wohnstätten aufschlagen und ihre Sitten und Gebräuche, in der Vergangenheit sowohl wie in der Gegenwart, veranschaulichen.

LOKALES

Wiesbaden, 3. September.

Der „Kleine Cohn“ verschluckt. In einer Mainzer Familie fehlte gestern das neueste Spielzeug genannt „der kleine Cohn“. Schließlich stellte es sich nach längerem Suchen heraus, daß das Spielzeug zuletzt im Besitze des mehreren Monate alten jüngsten Sprößlings war und dieser den „Kleinen Cohn“ verschluckt hatte. Die Eltern verbrachten das Kind nach dem Mainzer Hochspital, woselbst erst versucht wird, den „Kleinen Cohn“ auf natürlichem Wege herauszubefördern, sollte dies fehl schlagen, dann muß eine Operation vorgenommen werden.

*** Ganturafest.** Am Sonntag hat der Turnverein Wiesbaden, welcher 3 Vereine zählt, seine erste Ganturafahrt mit anschließendem Wettturnen veranstaltet; die Fahrt nahm in allen Theilen unter reger Theilnahme einen durchaus wohl gelungenen Verlauf. Von den 72 Theilnehmern am Turnen, wurden 39 Sieger. Es wurden die alten populären Uebungsarten: Stabhoch, Freihoch- und Freiwettersprung, sowie Steinstoßen vorgenommen. Der erste Sieger, Ab. Schnäbter vom „Männerturnverein“ vollführte die hervorragende Leistung eines Wettersprungs von 6,20 Meter. Nach dem Wettturnen und der darauf folgenden Preisvertheilung durch Herrn Fritz Engel entspannte sich auf dem Festplatz ein fröhliches, fröhliches Treiben, das bis in die späten Abendstunden hinein währte. Folgende Turner erhielten Preise: 1. Ab. Schnäbter, M.-T.-V., 2. K. Guntger, T.-G., 3. H. Wirbler, T.-G., 4. W. Penz, M.-T.-V., 5. G. Heber, T.-G., 6. K. Joh., T.-G., 7. K. Eichhorn, M.-T.-V., 8. F. Schäfer, T.-G., 9. Ph. Anders, T.-G., Aug. Lauer, T.-G., Aug. Hofel, und Fritz Hertlein, T.-G., 10. W. Zimmel, T.-G., 11. W. Runge, M.-T.-V., W. Höhn, M.-T.-V., W. Harß, T.-G. und H. Krumbiegel, T.-G., 12. Fritz Becht, T.-G., 13. E. Bedel, T.-G. und H. Höpfner, T.-G., Paul Klingner, M.-T.-V. und Adolf Bender, T.-G., 15. L. Hodel, T.-G., 16. W. Meyer, T.-G., E. Grab, T.-G. und W. Nagel, M.-T.-V., 17. W. Keimel, T.-G. und A. Deuser, M.-T.-V., 18. O. Margenberg, M.-T.-V., Adolf Leopold, M.-T.-V. und A. Kuthal, T.-G., 19. Jul. Müller, T.-G., H. Kirsten, M.-T.-V., H. Effenmenger, M.-T.-V., H. Reufing, T.-G., Jac. Ehrt, T.-G., 20. A. Dengel, M.-T.-V.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener General-Anzeiger“

Residenz-Theater.

Direktion: Dr. phil. H. Rauch.

Donnerstag, den 4. September 1902.

Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig.

Zum 2. Male.

Novität. Disciplin. Novität.
Ein Drama aus dem Offiziersleben in 4 Aufzügen von Friedrich Franz von Comring.

In Scene gesetzt von Dr. H. Rauch.

von Busch, Oberleutnant und Kommandeur eines		Hans Sturm.	
Wanzen-Regiments		Otto Kienkerf.	
Hans von Besser,	Rittmeister	von Glode,	und
von Glode,	und	von Mark,	Estabronscheff
von Mark,	Estabronscheff	von Bosen,	Oberleutnant
von Bosen,	Oberleutnant	von Rastler,	
von Rastler,		von Krimb,	Leutnants
von Krimb,	Leutnants	von Krone,	
von Krone,		von Wart,	
von Wart,		Wan Schöder	
Wan Schöder		Wan Bauer	
Wan Bauer		Wan Adler,	Bursche des Rittmeisters v. Besser
Wan Adler,	Bursche des Rittmeisters v. Besser	Frau Käthe von Besser	
Frau Käthe von Besser		Frau von Glode	
Frau von Glode		Fel. von Glode	
Fel. von Glode		Anna Behr,	Wirthin in Waaburg
Anna Behr,	Wirthin in Waaburg	Ordonanz	
Ordonanz		Kranenträger	
Kranenträger		Wan	
Wan			

Zeit: 1887. — Ort: Die Grenzgarison Waaburg in Vorhingen. Erster Aufzug: Im Bivall bei Waaburg. Zweiter und dritter Aufzug: Im Offizierskasino in Waaburg. Viertes Aufzug: In der Wohnung des Rittmeisters von Besser.

Nach dem 1. und 3. Akte finden größere Pausen statt. Der Beginn der Vorstellung, sowie der jedesmaligen Akte erfolgt nach dem 3. Glockenzeichen.
Anfang 7 Uhr. — Ende nach 9 Uhr.

Freitag, den 5. September 1902.

Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig.

Zum 41. Male:

Alt-Heidelberg.

Schauspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Meyer-Förster.

In Scene gesetzt von Dr. H. Rauch.

Akademische Zuschneide-Schule

von Fel. J. Stela, Bahnhofstraße 6, Pk. 2.

im „Adrian“-Hause.

Erste, älteste u. preisv. Fachschule am Plage f. d. sämtl. Damen- und Kindermoden. Berliner, Wiener, Engl. u. Pariser Schnitt. Leicht fassl. Methode. Vortzähl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Directr. Schül.-Kurs. tägl. Coll. w. zugef. und eingerichtet. Taillenmaß. incl. Futter u. Anpr. 1.25, Modsch. 75 Pf. bis 1 Mt. Büsten Verkauf in Stoff u. Fad. zu den bill. Preisen. 9770

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

Langgasse 3, 1. Etage, kein Laden, Langgasse 3, 1. Etage.

777

Trauringe



Auf der Bühne des Lebens.

Roman von Max von Weizenthurn.

Fortsetzung.

XVI.

Grausames Spiel.

Eine athemlose Pause war eingetreten. Walter Bryant regte sich nicht, mit beinahe beleidigendem Triumph sah er Barbara ins Angesicht, aus welchem ihn die Augen in grenzenlosem Entsetzen anstarrten. Aus ihren Zügen sprach nichts als verständnisloses Befremden.

„Sie scheinen mich nicht zu verstehen“, sprach er endlich, „und doch glaubte ich hinreichend deutlich gewesen zu sein. Es ist natürlich überraschend für Sie, eine Kunde, wie ich sie Ihnen eröffnet, vernehmen zu müssen, allein keltamere Dinge, als der Tod eines Knaben, der, wenn er am Leben geblieben wäre, ein Grafenthum geerbt hätte, haben sich schon ereignet.“

„Aber meine Mutter —“

„Sie meinen Stella Orme?“ fiel er ihr ins Wort.

„Meine Mutter —“ fuhr sie stolz abwehrend fort.

„Verzeihung, verstehen wir uns vollständig. Stella Orme hatte nur ein einziges Kind und, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen, war dasselbe ein Knabe!“

Diese Worte, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, schienen sie zu lähmen. Sie bewegte die Lippen, als wollte sie sprechen, aber noch ehe sie dazu Zeit fand, hörte man das Rauschen eines seidenen Kleides.

„Probirt Ihr eine Scene?“ rief die lebhafteste Stimme Lady Rose's. „Deine Stellung ist von tabelloser Tragik, Barbara, und muß Dir den Erfolg sichern! Sieht Lilian so aus in dem Moment, in welchem der Geliebte ihr mittheilt, daß er ruiniert ist?“

„Die Stellung ist allerdings ausgezeichnet“, sprach Bryant mit weltmännischer Gewandtheit; „vielleicht drückt sich darin ein etwas größeres Entsetzen aus, als gerade unbedingt nothwendig ist; der Verlust eines Verlobten läßt sich immerhin ersehen; Fräulein Hatton's Stellung und Geberde würden vortrefflich sein, wenn sie nicht nur den Verlobten, sondern auch Reichtum, Rang, Stellung, kurzum Alles auf einem Schlag verlieren müßte. Uebrigens besitzt Fräulein Hatton seltene Fähigkeiten und kann immerhin eine meisterhafte Schauspielerin genannt werden.“

„Ich bin überzeugt“, versetzte Lady Rose, sich langsam die Handtücher anziehend, „Miß Hatton wird vortrefflich spielen. Wie gefällt Dir die Komödie, welche wir ausgewählt haben, liebe Barbara?“

„Die Komödie?“ wiederholte sie mit leiser Stimme, und es bedurfte Walter Bryant's Blick, um sie sich sammeln zu lassen. „Die Komödie, — o ja, sie sagt mir ausnehmend zu.“

„Wir wollen morgen eine große Probe halten und Du wirst uns Deine Rolle dabei vorlesen. Aber Barbara, wie schade! Wie hast Du das nur zu Wege gebracht?“

„Was?“

„Nun, Deinen Fächer!“ entgegnete Lady Rose vorwurfsvoll.

Barbara blickte auf den Fächer, welchen sie in ihren Händen hielt.

Unbewußt hatten ihre krampfhaft geschlossenen Finger die kostbare Eisenbeinarbeit in zwei Stücke zerbrochen.

Nachdruck verboten.

„Wie achtlos von mir!“ rief sie mit erzwungener Gleichgültigkeit, indem sie den Fächer nachlässig auf die Sammtkissen warf. „Gehst Du in den Salon, Rose? Ich bin bereit, Dich zu begleiten. Sie bedürfen meiner wohl nicht mehr, Herr Bryant?“

„Jetzt nicht, gnädiges Fräulein, es würde mir jedoch lieb sein, wenn Sie mir zu irgend einer anderen Zeit einige Minuten widmen wollten.“

Schweigend neigte sie ihr Haupt; im Augenblick würde sie nicht im Stande gewesen sein, zu sprechen; zum Glück erscholl die Speiseglocke und entthob sie jeder weiteren Konversation; von Herrn Bryant begleitet, begaben sich die Damen in den Speisesaal, einen im Stile Ludwig XIV. ausgestatteten, glänzenden Raum.

Die Gäste auf Schloß Darley waren bis jetzt noch nicht zahlreich; sie bestanden zum größten Theil aus den darstellenden Dilettanten. Erst am Tage der Vorstellung selbst sollte sich der Kreis um ein Bedeutendes vergrößern. Das Diner wurde ohne Ceremonien servirt und die Unterhaltung war eine viel zwanglosere als auf Schloß Elsdale, weil hier bei Weitem nicht der feierliche Ernst wie dort herrschte.

Lady Rose's Bruder, der Graf von Cheveley, übernahm die Rolle des Hausherrn; er war ein geistig hochbegabter, sehr geselliger Mann von etwa vierzig Jahren, der sich niemals glücklicher fühlte, als wenn er einen auserlesenen Freundeskreis um sich sammelt sehen konnte.

Barbara saß zu Lord Cheveley's linker Seite und er erwies ihr große Aufmerksamkeit. Selbst ein scharfer Beobachter hätte keinen größeren Unterschied zwischen ihrem heutigen Wesen gefunden und zwischen der Art, mit welcher sie sich sonst zu geben pflegte. Walter Bryant allein bemerkte, daß ihre Lippen bleicher seien, als zu anderer Zeit, und es entging ihm nicht, daß das Bewußtsein seiner Nähe ihr höchst peinlich war.

Er selbst schien sich in dem glänzenden Kreis, welcher ihn umgab, ganz zu Hause zu fühlen, und Barbara fragte sich verwundert, wie dieser geistreiche, offenbar gebildete Mann mit den eleganten Manieren ein darstellender Schauspieler an einer Bühne dritten Ranges sein konnte, wie er, der Sohn eines reichen Vaters, dem gewiß andere Wege offen gestanden, sich dem Theater hatte zuwenden können.

Ihr gegenüber war sein Wesen ehrerbietig und doch bemerkte Barbara einen geringfügigen Unterschied gegen die Art, wie er mit anderen Damen verkehrte, als wenn es ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen existiren wolle. Selbst die offenbarste Feindschaft würde sie nicht so verletzt haben, als diese Andeutung eines gemeinsamen Geheimnisses.

Das Diner verlief für das geängstigte Mädchen wie ein schwerer Traum. Unausgesetzt hörte sie immer wieder seine harten Worte: „Stella Orme hatte nur ein Kind und dieses Kind war ein Knabe!“

Was sollte das bedeuten? Beruhten diese Worte auf Wahrheit? War Markus getäuscht worden, indem er sie für des Grafen von Elsdale Richte hielt? Wenn sie Stella Orme's Tochter nicht war, wer war sie dann?

„Barbara“, ließ Lady Rose's Stimme sie fast zusammenstrecken, „wie weit hast Du mit Herrn Bryant das Stück bereits durchgegangen, rief sie, auf das Buch blickend, welches Barbara bei der plötzlichen Anebe mechanisch in die Hand genommen hatte. „Das Heft ist offenbar gar nicht angesehen worden, es nicht ein einziges Blatt davon aufgeschnitten!“

Barbara erröthete, während Lady Rose die Blicke verwundert auf ihr ruhen ließ und Blanche Herrick, mit ihrem Fächer spielend, lachend bemerkte:

„Der Impresario ist ein viel zu schöner Mann; tete-à-tete mit ihm dürfte für das Studium kaum förderlich sein.“

Barbara hatte sich völlig gefaßt.

„Du sprichst wohl aus Erfahrung?“ gab sie zurück, indem sie Blanche Herrick unterwandt ansah. „Herr Bryant ist zufällig mit einer Freundin von mir bekannt und im Gespräch über diese Freundin verging uns rasch die Zeit. War es nicht so?“

Diese Sprache galt dem Schauspieler, der soeben hinzutreten war und ihre letzten Worte vernommen hatte. Lady Rose blickte das junge Mädchen und dann den Schauspieler prüfend an, aber sie konnte Nichts entdecken, was einen in ihr etwa entstehenden Verdacht hätte rechtfertigen können.

Die Gäste zerstreuten sich in die Gesellschaftsräume. Die Konversation war eine äußerst angeregte.

Blanche Herrick beobachtete Barbara unausgesetzt.

Sie hatte auf einem Divan Platz genommen; neben ihr stand Walter Bryant, ungewöhnlich lebhaft zu ihr sprechend.

Barbara saß regungslos da, ihre gefalteten Hände ruhten im Schoße.

Was Bryant zu ihr sprach, hatte weder auf seine frühere Bekanntschaft mit ihrer Mutter, noch auf seinen Verkehr mit Markus Robson Bezug.

Er plauderte geistreich und mit einem Beigeschmack von Egoismus, in seinem Wesen aber lag eine solche Bewunderung für sie, daß dieselbe ihr unmöglich hätte entgehen können, wenn sie weniger voreingenommen gegen ihn gewesen wäre.

Das aufzuführende Theaterstück bildete das Hauptgesprächsthema unter Gräfin Rose's Gästen; das Interesse daran war ein allgemeines; man plauderte über die Toiletten, über die Scenerie, über das Spiel, über die Musik.

Barbara mußte sich bezwingen, ruhig zu scheinen und die an sie gerichteten Fragen zu beantworten.

Unaufhörlich verfolgte sie das Gespräch, welches sie mit dem Schauspieler am Nachmittag gehabt hatte. Mehr noch denn seine Worte lehrte der Ausdruck seiner Züge dabei wieder und immer wieder in ihr Gedächtniß zurück.

Schleppend lang dehnte sich für sie der Abend, bis die Gesellschaft endlich an ein Auseinandergehen dachte.

„Was schreiben Sie da, Herr Bryant?“ fragte Blanche Herrick, welche eben herzutreten war, um Barbara eine gute Nacht zu wünschen.

„Einige Verhaltensmaßregeln für Fräulein Hatton“, entgegnete er in leichtem Tone, „sie und ich fassen die Rolle der Lilian Vavarjour nicht so ganz vom gleichen Standpunkt auf. Darf ich Sie wohl bitten, gnädiges Fräulein, meinen Notizen Ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen?“ sprach er, indem er das Blatt, auf welches er rasch einige Worte geschrieben hatte, zusammenfaltete und es Barbara überreichte.

Einen Moment zögerte das junge Mädchen, dann mit einer leichten, nachlässigen Neigung des Hauptes nahm sie das Blatt entgegen.

Bedeutungsvoll blickte er ihr nach, während sie in der Gesellschaft anderer Damen den Salon verließ.

„Es wird ihr hart ankommen, sehr hart“, murmelte er leise vor sich hin, „aber so stark ihr Wille auch ist, der meine ist stärker und ich halte eine Waffe in Händen, gegen welche all ihr Widerstand ein vergeblicher ist!“

XVII.

Die Vergangenheit.

Am nächsten Morgen war eins der Hausmädchen des Schlosses Darley, welches die Freitreppe reinigte, nicht wenig erstaunt, zu so früher Stunde im Vestibule eine dunkel gekleidete Dame zu sehen, welche rasch die Thür nach dem Wintergarten öffnete und in denselben eintrat.

So zeitig es aber auch war, Barbara Hatton war es nicht allein von Lady Rose's Gästen, welche sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen, den schönen Morgen im Gewächshause zu genießen, denn sie hatte erst einige Schritte in den Wintergarten hinein gethan, als hinter einer Baumgruppe hervor, ein Mann auf sie zutrat, der mit allen Zeichen der Ehrfurcht den Hut vor ihr lästete.

„Sie wünschen, mich zu sprechen?“ begann Barbara in kaltem Tone.

„Ja,“ erwiderte er, „ich hielt es für besser, Sie zu bitten, hier mit mir zusammenzutreffen, als Ihnen im Hause das zu sagen, was ich mit Ihnen zu reden habe.“

„Und Sie denken nicht daran, daß Sie mich kompromittiren, indem Sie mich veranlassen, hier allein mit Ihnen zusammenzukommen?“ rief sie mit flammendem Blick.

„Beruhigen Sie sich, von Kompromittiren kann keine Rede sein. Sie lieben einen Morgenspaziergang, ich ebenfalls; zufällig begegnen wir uns und Sie erlauben mir, Ihnen eine hübsche Akazienart zu zeigen; das ist Alles.“

„Nun dann, fassen Sie sich kurz!“ versetzte sie hart. „Was können Sie mir noch zu sagen haben?“

Er gewährte, daß bis auf die brennend rothen Flecken auf ihren Wangen sie sehr bleich sei und daß dunkle Schatten ihre Augen umgaben, die Zeugniß ablegten von einer schlaflos verbrachten Nacht.

„Was ich mit Ihnen zu sprechen habe, geschieht in Ihrem Interesse“, entgegnete er. „Es ist weniger meine Schuld, als mein Unglück, daß mir Thatsachen bekannt geworden sind, welche ich nicht verschweigen darf; es liegt übrigens auch nicht in meiner Absicht, Ihnen Schaden zu bringen.“

„Nicht in Ihrer Absicht? Nicht in Ihrer Macht sollte ich meinen!“ erwiderte Barbara hochmüthig.

„Nicht in meiner Absicht!“ wiederholte er. „Ueber die Macht wollen wir einstweilen nicht streiten; ob ich dieselbe besitze oder nicht, ist vollständig nebensächlich; für Sie bleibt es die Hauptsache, ob ich die Macht gebrauche, und darüber müssen wir heute ins Klare kommen.“

In stolzem Schweigen blickte sie ihn an. Die ganze Nacht über hatte sie schlaflos verbracht, mit sich zu Rathe gehend, ob sie die wenigen, befehlenden Worte befolgen sollte, in welchen er schriftlich von ihr verlangte, heute Morgen mit ihm zusammenzutreffen.

Und zu ihrem Entsetzen hatte sie gefühlt, daß sie nicht den Muth besaß, das, was er von ihr forderte, ihm zu verweigern. Und jetzt war es ihr, als ob sich zu ihren Füßen ein gähnender, tiefer Abgrund öffnete, der sie zu verschlingen drohte.

„Sie wünschen von mir, daß ich mich kurz fassen soll,“ fuhr er, das drückende Schweigen brechend, fort. „Wohlan, ich will es thun. Niemandem könnte eine Unterbrechung weniger erwünscht sein, als mir. Es ist eine ganze Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe; Sie wollen mir Gehör schenken?“

Sie neigte wieder, ohne ein Wort zu sagen, stolz das Haupt und er hob an:

„Stella Orme — dieser Name ist uns Beiden vertrauter, als jener, welcher ihr legal gehörte — Stella Orme war, wie ich die Ehre hatte, Ihnen schon gestern Abend auseinander zu setzen, eine alte Bekannte von mir, die Tochter eines Bandarztes, mit dessen Tode sie und ihre Schwester der Varmherzigkeit der Welt preisgegeben waren. Mittellos, ohne Freunde, standen die beiden Mädchen allein im Leben!“

In Barbara's Herzen fanden die Worte ein Echo; ohne die Güte und Großmuth eines einzigen Mannes würde auch sie einst im Leben allein dagestanden haben.

Beide Mädchen waren sehr schön; die Ältere hieß Barbara. Weshalb erheben Sie? Barbara ist kein so ungewöhnlicher Name und Barbara Orme klingt recht hübsch. Beide Schwestern waren schön und talentirt; sie würden zweifelsohne, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eingetreten wären, in der dramatischen Karriere große Erfolge erzielt haben. Aber es sollte eben anders kommen. Der hochwohlgeborene Herr Neville Hatton kreuzte Stella Orme's Lebensweg und war bald dem Zauber ihrer Schönheit verfallen, daß er sie um jeden Preis besitzen wollte. So beschloß er, sie zu heirathen. Die Trauung wurde, wie Sie wissen, geheim gehalten. Barbara verließ ihre Schwester nicht. Eine Zeit lang ging alles gut in dieser ungleichen Ehe. Der hochwohlgeborene Herr Neville Hatton war bis über die Ohren in seine reizende, junge Frau verliebt und volle sechs Monate lang schien Beider Glück unantastbar. Barbara Orme, die Existenz ihrer Schwester gesichert sehend, verließ das Haus derselben, um zur Bühne zurückzukehren, sehr gegen den Wunsch und den Willen ihres aristokratischen Schwagers, welcher seiner Frau kategorisch untersagte, irgend welchen Verkehr mit der Schwester aufrecht zu erhalten. Zugleich aber auch wurde er es allmählich müde, unaufhörlich das Zeitwort „lieben“ konjugiren zu sollen. Er vernachlässigte seine Frau, um sie schließlich ganz zu verlassen, kurz zuvor, daß sie einem Kinde das Leben gab. Nur zu gut wußte, daß es vergeblich sein würde, zu hoffen, daß ihr edler Herr Gemahl sich um sie und ihr Kind bekümmern würde, kehrte sie, als sie einigermaßen wieder hergestellt war, zur Bühne zurück, trat unter ihrem Mädchennamen auf und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Schwester zu finden; doch alle Bestrebungen in dieser Richtung blieben erfolglos. Sie hatte noch immer Nichts

von Barbara vernommen, als wenige Monate später ihr Kind starb; so mußte sie ihren kleinen Sohn, den sie nach dem Vater Neville Hatton genannt hatte, allein zu Grabe tragen. Einige Monate später, als sie an einer Provinzbühne gastirte, kehrte ihre Schwester zurück zu ihr mit einem Kinde, — einem Mädchen!"
(Fortsetzung folgt.)

Nun geh' hinaus auf's Stoppelfeld.

Hast einen wilden Knaben du,
Dann bau' ihm einen Drachen,
Er läßt dir doch sonst keine Ruh',
Er liebt g'rad' solche Sachen.
Hast du den Drachen hergestellt,
Darfst du dich mit ihm zeigen, —
Dann geh' hinaus auf's Stoppelfeld
Und laß den Drachen steigen! —

Hast du die ganze Nacht gekneipt
Dann kriegst du einen Drachen,
Der dich hinaus in's Freie treibt
Und Kopfschmerz dir will machen.
Wie auch die Sache sich verhält,
Laß dir den Ausweg zeigen;
Geh' schnell hinaus auf's Stoppelfeld
Und laß den Drachen steigen! —

Nur immer hübsch gemüthlich bleib,
Wenn And're auch mal schelten, —
Hast du zu Haus ein böses Weib,
So ist der Fall nicht selten! —
Doch wenn sie schimpft, dann sei ein Held,
Und hülle dich in Schweigen, —
Geh' nur hinaus auf's Stoppelfeld
Und laß den Drachen steigen! —

Bibi Lolo.

Stizze aus dem Cirkusleben

von

Henri Conti.

(Nachdruck verboten.)

„Treten Sie näher meine Damen und Herren! Schauen Sie sich an, was in Gottes weiter Welt Ueberraschendes, Verblüffendes, Großartiges zu sehen möglich ist! Bei Bibi Lolo giebt's keine Kniffe, keinen Charlatanismus! kein Phänomen mit zwei Köpfen, von denen einer aus Fleisch und Blut, der andere aus Wappe ist! keine Riesenfrauen, die auf einen Tisch gestellt sind, keine Zwerge, die zusammengeknüpft wurden, keine durch Kalk gebleichte Albinos, keine mit Stiefelwiche hergestellte Wilde! . . . Hier, meine Herren und Damen, ist Alles echt! Alles wahre Natur! Bibi Lolo in eigenster Person und seine Truppe arbeiten mit den Geschöpfen, wie Gott sie geschaffen hat! . . . Die Kunst hat damit Nichts zu thun! . . . durch Kraft, Geschicklichkeit, Leichtigkeit, Gewandtheit, Geduld haben wir unsern Weltruf erworben! . . . Aber warten Sie, meine Herren und Damen, ich will Ihre Neugierde nicht länger auf die Folter spannen und will Ihnen presto, subito, mit einer Geschwindigkeit von Null Komma Null, eine kleine Probe meiner Talente geben:

„Tili, . . . Tili, . . . li, . . . li, . . . Tili . . .“
Können die Kanarienvögel, die Sie zu Hause haben, besser singen? Jetzt bitte ich die Herrschaften, die die ländliche Schönheit lieben, der Lerche zuzuhören: „Tirili, . . . li, li, . . . Tirili . . . li li, . . .“
Wenn Jemand von den geehrten Herrschaften auf dem Lande lebt und keinen Hund zum Bewachen hat, will ich gern zeigen, wie man sich billig eine Dogge verschaffen kann.

„Hau! . . . Hau! . . . Hau-au-au . . .!“
Wollen die Damen und Herren vielleicht das Brüllen der Kuh, das Pischen der Schlange, das Heulen des Wolfes, das Schreien des Hirsches, das Surren der Tauben, das Quaken des Frosches, das Blöken des Schafes, das Klucken des Huhns, das Kikiki des Hahns,

das Wiehern des Pferdes, das Grunzen des Schweines, das Miau der Katze, das Brüllen des Löwen, das Blöken des Kalbes, den Schrei der Gule?“

„Nur Muth! Immer näher, meine Herren und Damen; geben Sie mir freundlichest an, welches Thier Sie zu hören wünschen: Aus den Tropen, aus der alten oder der neuen Welt, ein Haus- oder wildes Thier! Bibi Lolo wird es so gut nachahmen, daß er sich selbst damit täuschen kann . . . er wird Sie sofort dahin versetzen, wo er an Ort und Stelle seine Studien gemacht hat: In die Pampas von Amerika! in die Savannen Brasiliens! die Steppen Tartariens! die Urwälder der ganzen Welt, sowie in den ländlichen Hühnerhof! . . . Parolo d' honneur, meine Damen und Herren, Bibi Lolo steht ganz zu Ihrer Verfügung! . . . Niemand meldet sich! . . . Alle sind stumm wie die Fische und verbrießlich wie die Nachtwächter! . . . Wollen Sie ein bißchen Musik, um lustig zu werden? . . . Ich bitte Einen aus der verehrten Versammlung, mir selbst sein Lieblingsstück zu nennen: Opern, Arie, Sassenhauer, Solo, . . . nur Muth, immer Vertrauen, ich, Bibi Lolo bin das Orchester und Ihr ganz ergebener Diener. Hier — Fräulein Irma Bilboquette, die den ersten Preis für die große Pauke bekommen hat, unterstützt mich . . .“

Wollen Sie nicht Ihre Verbeugung machen, Fräulein Bilboquette, wenn Ihnen die Ehre zu Theil wird, den Herrschaften vorgestellt zu werden? . . .“ Meister Orignar hilft mir auch noch; er hat nicht seinesgleichen für das Flötenblasen . . .“ Meister Orignar, grüßen Sie die Versammlung . . .“ Wirklich meine Damen und Herren, es handelt sich jetzt nicht darum, das Geld aus dem Portemonnaie zu holen, nennen Sie mir nur irgend eine Melodie . . . He! Sie da, Sie Herr Soldat, Sie sehen doch forsch genug aus . . . He, wie sagten Sie? . . . Aus der „Tochter des Regiments“ . . . Schön! also die „Tochter des Regiments“ . . . „das Kataplan, Kataplan“ nicht wahr? . . . Aufgepaßt, Orignar! hübsch im Takt! . . . Eins! zwei! . . . drei! . . .“

Und mit den Lippen, Fingern, Füßen machte er Clarinette, Violine, Discant und Waz nach, es war ein ganzes Orchester, bei dem doch nur die große Pauke von Fräulein Bilboquette und die Flöte von Herrn Orignar halfen.

Die Menge klatschte Bravo, rief da capo und klatschte wieder. Gleich danach drängten die ersten Zuschauer die Stufen hinauf, um in das Zelt zu gehen.

Das war das Zeichen zum Erfolg. Wie eine Schaflheerde folgten die Säumigen den Ersten, während der Taschenkünstler und Seiltänzer immer lebhafter und lebhafter sprach, rief, scherzte und lachte und während Fräulein Bilboquette und Meister Orignar einen phantastischen Tanz ausführten und dabei Gesichter schnitten.

Als Bibi Lolo sah, daß die Menge genügend angelockt war und immer neue Zuschauer hinzu kamen, hörte er mit dem Unfinnmachen auf und näherte sich dem Clown, um ihm in's Ohr zu flüstern:

„Nun weiter, nun weiter! . . . Ich sehe mich 'mal nach dem Kleinen um . . .“

Er machte einen Luftsprung, fiel auf die Füße, schnitt eine Grimasse, lachte eine Donleiter und verschwand in den Kulissen.

Mit wenigen Schritten war er bei dem vierräderigen, langen Wagen, den er mit seiner Familie bewohnte, angelangt, sprang die Stufen der kleinen Treppe hinauf, öffnete die kleine Thür und mit ernster Stimme und plötzlich ängstlichem Gesichtsausdruck sagte er zu einer Frau in rosa Tricot und buntfarbigem Shawl:

„Nun! wie geht's?“

Die Frau antwortete nicht; aber beredter als alle Worte waren der krummervolle Blick der Augen, der schmerzliche Zug um den Mund und das Gesicht, auf dem unzählige Thränen die Schminke in breiten Streifen abgewaschen hatten . . .

Grotesk genug sah das Gesicht aus, aber Niemand hätte wohl darüber auch nur das leiseste Lächeln gehabt,

denn übergroße Seelenpein war darin ausgesprochen. Ach! wie wahr ist es doch, daß die Augen der Spiegel der Seele sind, und daß es nicht der Worte bedarf, um selbst den tiefsten Kummer auszudrücken.

Der Seiltänzer verstand die stumme Sprache; auf den Beheimpiken schlich er an ein kleines Bett und neigte sich darüber . . . da lag ein ganz blaßes Geschöpfchen mit geschlossenen dunkel umrandeten Augen. Die farblosen Lippen des kleinen Mädchens waren halb geöffnet, und pfeifend kam und ging der fieberheiße Athem.

Das arme Kind hatte ein Händchen schlaff herabhängen lassen; der Vater ergriff und streichelte es; thranenden Auges drückte er heiße Küsse darauf und vorsichtig wie einen zerbrechlichen Gegenstand legte er es auf die Decke zurück.

Ach! welche Wandlung war mit dem Seiltänzer von vorhin vor sich gegangen! als wenn ein Zauberschlag ihn verändert hätte . . .

Lange betrachtete er starren Blickes, mit gespanntem Gesichtsausdruck den Kleinen, das mit Kreide beschmierte Gesicht nah, ganz nah dem blassen kleinen Kinderantlitz, so daß ihn der Hauch des Kindes streifte . . . endlich hob er den Kopf und wandte sich fragend an seine Frau:

„Hat er geweint?“

„Nein, er kann nicht mehr!“ . . . antwortete schluchzend die unglückliche Mutter.

„Nun, nun Marie, nun, sorg' Dich doch nicht so! . . . wir bekommen Geld . . . heut Abend kaufen wir ihm 'was Gutes . . . wart nur! heut geht's ihm wieder besser . . . alle Plätze sind besetzt . . . Ach! ich habe ihnen ordentlich 'was vorgemacht, um sie anzulocken! . . . Wir können aber nicht beide fortbleiben; geh' Du jetzt hinaus, Du kannst ihnen ja einen Flambard tanzen! . . . ich werde hier bleiben, ich passe auf Georget auf . . . schick mir nur Grignar, wenn die Vorstellung anfängt.“

„Ja“, antwortete die Frau, „Du hast recht! . . . Es ist besser, das macht immer Eindruck, ich werde tanzen.“

Sie stand auf, wischte sich die Augen, zog ihr Trikot zurecht und wandte sich der Thür zu; ihr Mann hielt sie zurück:

„Wart' doch!“ sagte er, „so kannst Du doch nicht gehen . . . auf Deinem Gesicht ist Alles ineinander gelaufen . . . komm her, ich will Dich wieder in Ordnung bringen . . .“ Mit der Ecke eines Handtuchs wischte er ihr erst die Backen ab und dann schmierte er sie mit viel Noth von Neuem.

„So! nun geh“, sagte er „und mach' sie ordentlich wild! . . . Sag' auch Wilboquette, sie soll den großen Wirbel schlagen . . . Ach! heut muß es gut gehen! . . . der Kleine soll heut Abend 'was Feines bekommen, dafür stehe ich ein!“

Und als er dann allein war, setzte der Mann sich neben das Bettchen und beugte sich von Neuem darüber.

Einige Minuten lag das Kind ganz, ganz still und unbeweglich; doch plötzlich zuckte es zusammen und schlug die Augenlider langsam auf.

Der Vater sprach mit zärtlich flüsternder Stimme:

„Was fehlt Dir, mein Liebling? . . . sag, . . . wo hast Du denn Wehweh? . . .“

In dem Moment machte das Kind eine etwas lebhaftere Bewegung, und ein Seufzer, einer stummen Klage gleich, hob den kleinen Körper.

Der arme Vater beugte sich noch mehr über das kleine Bettchen; er fühlte nach dem Puls und fuhr schmeichelnd über Stirn und Wangen des Kindes; dann griff er nach einer Medizinflasche, goß einige Tropfen in einen Löffel und versuchte diese dem Knaben einzusüßen, indem er fortwährend mit ihm sprach: „Sag, hast Du noch Wehweh? . . . trink ein Bischen, mein Herzblatt . . . trink . . .“

Er versuchte den Löffel zwischen die Lippen des Kindes zu schieben, aber es gelang ihm nicht.

„Nein! Du willst nicht! aber es ist was Schönes, Süßes . . . Schönes, Süßes für das liebe Kind . . .“

redete der Vater. Liebvoll und hob das blonde Köpfchen des Knaben ein wenig, um ihm das Schlucken zu erleichtern . . . „so, nun mein Liebling, nun trink, es schmeckt ja so gut . . .“

„Ach! . . . Ach! . . .“ seufzte das Kind, und pfeifend ging jedesmal der Athem.

Der Mann legte den Löffel aus der Hand, wischte sich den Thränenschleier von den Augen, und mit veränderter Stimme sprach er zu dem Kleinen:

„Sag' doch, mein Georget, siehst Du mich nicht? Kennst mich nicht? . . . Du kennst Deinen Papa nicht? . . . sag' Georget? . . . ich bin ja Papa Bibi . . . der Dir was Schönes bringt . . . sieh doch nur . . . schöne Chokolade für unsern Georget, den kleinen Georget von Papa Bibi! . . . aber mach doch die Augen auf! . . . mach Deine Guckaugen auf, mein Herzchen . . . Ach mein Gott! . . . mein Gott! was hast Du! . . . Du athmest ja nicht mehr, sprich doch! . . . antworte mir doch Georget . . . mein Liebling . . . antworte! . . . aber! . . . Herr Gott . . . er athmet nicht mehr! . . . Oh! . . . mein Gott! . . . mein Gott! . . .“

In dem Moment öffnet sich die kleine Thür und Grignar ruft eilig hinein:

„Alles voll besetzt, Meister, ich gebe jetzt das Zeichen zum Anfang.“

Ohne zu antworten, mit schreckensstarrten Augen, stürzte der Mann aus dem Wagen, und wie ein Wahnsinniger hinein in den gefüllten Saal. Da stellte er sich vor den noch geschlossenen Vorhang und mit halberstickter Stimme, jedes Wort nur mühsam hervorbringend, sprach er:

„Meine Damen und Herren, es ist keine Vorstellung . . . mein Kind ist todt . . . das Geld wird Ihnen an der Kasse zurückgegeben.“

Er sagte das, weiter Nichts; aber mit einem Ausdruck, daß für einen Augenblick tiefe Stille herrschte, dann aber ging ein Bravorufen, ein Lachen und Klatschen an, das gar nicht enden wollte.

Das Publikum glaubte, dies sei eine Nummer des Programms.

Bibi Lolo war währenddessen unbeweglich an demselben Platz stehen geblieben.

Plötzlich brach er in lautes Schluchzen aus und rief: „Nein, nein! es ist wahr! . . . Es ist wahr! . . . mein Kind ist todt! . . . das Geld wird zurückgegeben! . . .“

Da endlich wurde die Menge stuhig, und als die Tänzerin die eben noch einen so leidenschaftlichen Flambard aufgeführt, mit einem Schrei wie ein verwundetes Thier davon stürzte, nachdem sie erst schreckensstarr gestanden, da begriff das Publikum, was passiert war, und still leerte sich nach und nach der Zuschauerraum.

Zwei Tage später wurde das Kind begraben. Das Publikum hatte das Geld nicht zurücknehmen wollen und Dank der Einnahme konnte Bibi Lolo seinem Liebling Blumen auf das kleine Grab legen.

Gicht

Als wirksamstes und dabei unschädlichstes Mittel empfehlen die ersten medicinischen Autoritäten:

Sidonal (Chinasaurer Piperazin)

279 100

Käuflich in den Apotheken.

Vereinigte Chemische Werke Act.-Ges. Charlottenburg.

Prima Kartoffeln per Kpf. 23 Pf.

Häringe per Stück 5 Pf., 10 Stück 45 Pf.

Prima Limburger Käse in ganzen Steinen per Pfd. 30 Pf.

Schwed. Feuerzeug per Pfd. 8 Pf., 10 Pfd. 75 Pf.

525

C. Kirchner,

Welltrichter 27, Ecke Hellmündstr.

Telefon 2165.

Adlerstr. 31



Nr. 35.

Donnerstag, den 4. September 1902.

17. Jahrgang.

Gefränkte Liab.

Der Seppel der is fucht
Weil d' Reserl heunt so foalt
Er hoat im Wirthshaus dursti
Dan Rausch geholt sich boald.

Er fikt in oaner Ecken
Sein Moakfrug wird nôt leer
Da kummt draus bei der Hecken
Die Reserl juft daher.

Sie sieht den Seppel trinken
Groas im Vorübergehn
Môcht ihm verstholen winken
Der Sepp will's hoalt nôt sehn.

Sie schant zum Fenster eini
Und soagt, geh sei gescheit
I geh zur Alm alleini
Der Weg is schon recht weit.

Da hebt der Sepp den Schädel
Der ihm goanz dammig brummt
Und lallt: dah doch ihr Mädel
So ungelegen kummt.

Jetzt koann i nimmer fragen
Goanz deppert is mei' Hirn
Und Deizel, meine Hagen
Thu i schon goar nôt g'spürn.

Kimm auf dem Hoamweg runter
Wenn Du Dein Stolz begroaben
I bin dann wieder munter
Und nacha koannst mi hoaben.

Gustav Gieß-Wiesbaden.

Nachdruck verboten.

Onfels System.

Novellette von Max Hirschfeld.

„Liebe Schwester!

Es ist allerdings eine Schande, daß Dein Oskar, obgleich bereits im siebenten Semester nicht das Referendar-Examen gemacht hat

Wie ich mir habe sagen lassen, hat man da fünf Semester zu bummeln und ein Semester zu arbeiten, um das Examen mit Glanz zu bestehen. Nun soll ich Dir meinen Rath geben. Ein anderer würde sagen, gieb ihn in irgend eine Presse und lasse ihn da so lange bearbeiten, bis er das Nothwendigste im Kopfe hat. Aber ich bin nicht so. Erstens bin ich überhaupt gegen die Presse, denn der Mensch soll sich alles allein verdanken, und zweitens habe ich mein „System“, das ich Dir zur Verfügung stelle. Ich schlage Dir also vor, schide mir den Jungen her, und er soll solange büffeln, bis er jedem Examinator dreist ins Gesicht sehen kann. Der Erfolg ist sicher, dafür bürgt mein System.

Gerne möchte ich Dir etwas näheres über dieses System aus-einanderlegen, schon deshalb, weil ich überall aus pädagogischen Gründen dafür Reklame mache, aber ich weiß, Du bist eine von den Müttern, die ihre Kinder verzärteln, selbst wenn sie schon Greise sind. Schide mir also Deinen Oskar.

Zu den Sommerferien erwarte ich ihn.

Dein Bruder.“

Dieses Schreiben war von dem Stadtrath Munter zu Grönningen an die verwittwete Frau. Kommerzienrätthin Munter, welche in einer Universitätsstadt lebte, gerichtet. Anfangs August traf Oskar, der Student der Rechte, in Grönningen bei seinem Onkel ein. Dieser führte den jungen Mann in ein kleines Balkonzimmer, in welchem sich keine anderen Möbel befanden, als ein Stuhl, ein Tisch und ein mit juristischen Büchern gefülltes Regal, und hielt an ihn folgende Ansprache:

„Mein Sohn, ich bin Dein Onkel. Vielleicht glaubst Du, dies wäre eine Dir bereits bekannte Thatsache. Du irrst. Der Begriff „Onkel“ ist sehr schwankend. So z. B. würde ich, wenn Du im Laufe dieses Jahres Dein Examen nicht machst, mich nicht mehr als Deinen Onkel betrachten. Vielmehr wären es denn einige Wohlthätigkeitsanstalten, welche mich als ihren Onkel ansehen dürften. Du wirst mich wohl verstehen. Viel einzubrocken hat Deine Mutter ja nicht, und ohne meinen Zuschuß würdest Du kaum studieren können. Du wirst Dich aber hier in diesem Zimmer zum Examen vorbereiten. Es ist nicht luxuriös ausgestattet, das ist wahr, aber sobald ich bemerke, daß Du dem corpus juris einigen Geschmack abgewinnst, erhältst Du einen Sessel, bei weiteren Fortschritten einen Spiegel, ein Sofa etc.“

„Ich finde die jetzige Ausstattung schon recht hübsch“, bemerkte Oskar mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

„Hoffentlich wird Dein Geschmack sich bessern. Was die Mahlzeiten anbelangt, so magst Du der Köchin Deine Leibgerichte nennen. Bier und andere geistige Getränke dagegen giebt es nur am Sonntag.“

„Am Sonntag? Das ist mir zuviel, lieber Onkel. Ich bin Mitglied eines Mäßigkeitsvereins und gewähre dem „Club der Wasserfreunde“ eine Subvention.“

„Du bist doch ein Raucher?“ schnitt der Onkel ihm weitere Zugeständnisse ab.

„Allerdings, und auch in Bezug auf Cigarren stelle ich keine großen Ansprüche, lieber Onkel. Eine einfache 6 Pfennig-Cigarre würde mir genügen, und wenn Du mir eine Kiste hinstellst, so habe ich vier Wochen lang —“

„Erlaube“, unterbrach ihn der Onkel, „ich bin nämlich Nicht-raucher, und zwar in dem Maße, daß ich das Nichtrauchen auch meinen nächsten Verwandten zur Pflicht mache — zu denen ich Dich ebenfalls rechne.“

Oskar ließ den Kopf hängen. Das war schon ein wenig unangenehm. Das Hocken über den Büchern fiel ihm schwer genug, und wenn schon, pflegte er in Freundeskreisen zu sagen, so war es ihm nicht möglich, eine Zeile in den Kopf zu kriegen, wenn er nicht gleichzeitig einige Rauchwolken in die Luft paffte.

„Auch vom hygienischen Standpunkt“, fuhr der Onkel fort, „ist das Rauchen völlig zu verwerfen. Uebrigens gewöhnt man es sich leicht ab. Ich weiß es von guten Freunden, wenn man einige Wochen nicht raucht, denkt man später nicht mehr daran.“

„Es freut mich, lieber Onkel“, raffte sich jetzt Oskar wieder auf, „daß Du mir Gelegenheit geben willst, mich von diesem verderblichen Luxus zu befreien. Und was den hygienischen Standpunkt anbelangt, so hast Du vollständig Recht. Das Rauchen verdirbt die Zimmerluft, und ich habe ein sehr starkes Bedürfnis nach frischer Luft.“

„Du darfst zweimal am Tage spazieren gehen, aber nur — in meiner Gesellschaft.“

Oskar schrak zusammen. Er murmelte vor sich hin, er wolle einmal sehen, ob heute Vollmond oder Neumond sei und trat ans Fenster, obgleich es gerade Mittagszeit war.

„Ja so, noch eins“, sagte der Onkel, „den Balkon darfst Du nicht benutzen. In der ersten Etage wohnt eine alte Dame, die auf ihrem Balkon Selbstgespräche hält und nicht belauscht werden will. Du begreifst, man muß auf seine Miether Rücksicht nehmen. Willst Du frische Luft haben, so öffne das Fenster, aber stecke nicht den Kopf hinaus. So etwas thun nur alte Jungfern und Möpse.“

Oskar fühlte sich recht unglücklich und brachte den Rest des Tages damit zu, das preussische Landrecht am Rande zu illustrieren. Am folgenden Tage suchte Onkel Munter den Neffen vergebens in seinem Zimmer, dagegen fand er ihn in dem nächsten Wirthshaus. Stillschweigend begleitete er ihn nach Hause, und in der Wohnung angelangt, sagte er:

„Vorwürfe will ich Dir nicht machen. Heute fährt ganz Grönungen hinaus zum Waldfest. Ich wollte mit Dir ebenfalls hin. Ich wollte. Jetzt will ich nicht mehr, wenigstens nicht mehr mit Dir. Ich werde allein hinfahren. Da auch die Dienstreuten an dem Fest theilnehmen, wirst Du allein hier bleiben. Deine Bücher werden Dich vor Langeweile schützen. Damit niemand auf den boshaften Gedanken kommt, Dich zu stören, werde ich Dich einschließen. Sollte sich der Hunger melden, so werden Dir die Genüsse des Wirthshaus, die Du heute bereits vorweg nimmst, einigen Trost gewähren.“

Oskar warf sich in die rühmlichst bekannte Posa-Pose und rief mit ehlem Anstande:

„Onkel, die heiligsten Menschheitsrechte —“

„Erspare Dir alle Worte“, unterbrach ihn der Stadtrath. „Wenn ich einmal ein System habe, führe ich es auch unweigerlich durch. Entweder Du beugst Dich oder — — — nun, ich will nur das Eine sagen: Denk an Deine Mutter!“

„Gut“, sagte Oskar düster, „ich füge mich.“

Der Schlüssel knirschte in der Thüre. Er war eingesperrt. Anfangs saß er in trübem Sinnen verloren da. Dann trat er an das Fenster und sah den Equipagen und Leiterwagen nach, welche zum Waldfest dahinrollten. Allmählich wurde es still in den Straßen. Oskar setzte sich an den Tisch und malte an seinen Landrechts-Illustrationen fort.

Plötzlich sprang er auf. Er empfand einen wüthenden Hunger.

„Welch einen tüchtigen Magen ich habe!“ dachte er bei sich.

„So ohne jede Anmeldung fällt er mit der Thür ins Haus.“

Er trank das bereits lauwarm gewordene Wasser. Dadurch schien sein Hunger wie eine begossene Pflanze zu wachsen. Er polterte an die Thüren. Nichts regte sich in der Wohnung. Ungeachtet des Verbots öffnete er die Balkonthüre und trat hinaus. Feierliche Stille! Aber nein, jetzt hörte er deutlich das Geräusch von umgeschlagenen Blättern.

Er konnte einige gesprochene Worte verstehen:

„Ich werde draußen bleiben — das Wetter ist so schön —“

„Aha“, dachte Oskar, „das ist die alte Dame, welche Selbstgespräche zu halten pflegt.“

Uebrigens kam ihm diese Stimme für eine alte Dame merkwürdig jugendlich vor. Aber die Stimme konservirt sich oft bis ins höchste Alter.

„Bringen Sie mir auch das Butterbrot und die Milch auf den Balkon“, hörte er dieselbe Stimme weiter.

„Das ist schon kein Selbstgespräch mehr“, sagte sich Oskar, „und was das Butterbrot und die Milch anbetrifft, so erregt die Erwähnung dieser Dinge in mir Gefühle —“

Er hielt inne, lauschte und stieß einen Seufzer aus.

„Nein, die alte Dame wird nicht harteherzig sein — ich wage es, mag da entstehen, was da will.“

Er beugte sich über den Balkon und rief:

„Gnädige Frau, im Namen der Menschlichkeit, ein Hungerner und Dürstender, ein Verschmachtender —“

„Wer da?“

„Hier Oskar Munter, Nefse des Stadtraths Munter. Wer dort?“

Statt der Antwort erschien der blonde Kopf eines außerordentlich hübschen Mädchens, welches zum oberen Balkon hinaufblickte.

„Gnädiges Fräulein, ein bedauerlicher Unfall ist passiert. Mein Onkel hat meine Anwesenheit vergessen und mich in der Zerstreuung eingeschlossen. Ich sterbe vor Hunger.“

„Ach Himmel!“ rief das junge Mädchen mittheilig.

Man verständigte sich rasch. Oskar ließ sein dreifarbiges Verbindungsband herunter, und als er es wieder herauszog, fand er am Ende desselben ein paar mächtige belegte Butterbrote. Auf demselben Wege wurden zwei Flaschen Bier hinaufbefördert.

„Schmeckt?“ fragte es theilnehmend von unten.

„Ausgezeichnet! Noch nie im Leben hat mir etwas so gut geschmeckt. Jetzt bin ich ernstlich davon überzeugt, daß das Ambrosia der alten Griechen einfach aus Butterbrot und Wurst, der Nektar aus diesem Flaschenbier bestanden hat. Darf ich nun aber den Namen der gütigen Fee wissen, die mich in so freundlicher Weise gehindert hat, ein Kunst hungerer zu werden?“

Er erfuhr, daß sie Marie Werder heiße und eine Enkelin der alten Dame sei, welche unten wohne und schon lange Zeit das Bett hüte. Es sei zwar noch eine Dienerin zur Pflege da, aber der Gedanke an die franke Großmutter würde ihr jedes Vergnügen verleiden, daher sei sie, trotz dringender Einladung nicht zum Waldfest gefahren.

Nachdem Oskar alles wissenschaftlich erfahren hatte, unterwarf er sich auch seinerseits einem Verhör, in dessen Verlauf er über die Ursache seines vorigen Hungerzustandes die Wahrheit beichtete.

„Ihr Onkel hat ganz Recht“, sagte Marie in strengem Tone. „Dann bereuen Sie am Ende —“

„Nein, nein! Nektar und Ambrosia war eine Belohnung —“

„Wofür?“

„Daß Sie sofort ein tüchtiges Pensum aus Ihrem Landrecht lernen.“

„Ah, mein gnädiges Fräulein, Sie stellen Ansprüche — genau so hohe, wie mein Onkel und trotzdem — es ist ganz sonderbar — wenn zwei dasselbe thun, so ist es eben nicht dasselbe. Was mir bei meinem Onkel als eine Grausamkeit erschien, das kommt mir aus Ihrem Munde wie der Rath eines guten Engels vor.“

„Sie werden also —“

„Von morgen — nein von übermorgen ab.“

„Nichts da, sogleich, von heute Abend ab.“

„Nun denn —“ sagte Oskar zögernd.

Aber die junge Dame merkte seine Unschlüssigkeit und fragte in ihrem strengsten Tone:

„Versprechen Sie es mir?“

„Ernst und feierlich.“

„Aber mit dem Versprechen allein begnüge ich mich nicht. Der Herr Stadtrath wird in einigen Stunden hier sein. Ich kenne seine Gewohnheiten. Bis dahin müssen Sie erstens wieder einen tüchtigen Hunger haben, damit er keinen Argwohn schöpft —“

„Ich werde mich bemühen —“

„Zweitens, sobald ich mit einem Stode an Ihren Balkon klopfe, reichen Sie mir Ihr Buch runter und ich werde Sie prüfen.“

„Einverstanden.“

Und Oskar setzte sich nieder und „büffelte“ wie nie zuvor. Zwar verwirrte ihm der Gedanke an einen blonden Mädchenkopf bisweilen den Sinn einzelner Paragraphen, aber als das Zeichen am Balkon ertönte, bestand er die Prüfung summa cum laude.

Zum zweiten Male bestand er sie bald darauf vor seinem Onkel, der ihn freudig umarmte und ihm zum Abendbrot die schönsten Delikatessen vorsetzen ließ, die aber nicht entfernt so gut schmeckten, als vorher die Brote und das Bier.

Das doppelte Examen, am Balkon und vor dem Ofen, wiederholte sich täglich, und mit solchem Erfolg, daß der Stadtrath an jedem Tage ein neues Stück Möbel in Oskars Zimmer setzen ließ. Zulezt war es luxuriös eingerichtet.

Später fielen die Prüfungen fort, denn Ofen Munter überzeugte sich, daß Oskar ohnehin mit einem wahren Feuereifer arbeitete. Er wollte womöglichst schnell das Examen machen, um sich mit Marie zu verloben. Der Ofen aber brüstete sich:

„Ja, mein System ist einfach unfehlbar.“

Oberbürgermeister Kirschner.



Am Brandenburger Thor in Berlin.

Es hält der Zug . . . Herr Kirschner geht entgegen
Dem fremden Herrscher, wünscht ihm Glück und Kraft,
Erhöft vom Himmel allerreichsten Segen
Im Namen der Berliner Bürgerschaft.

Der hohe Gast, der her zu uns gekommen,
Sagt auf „französisch“ daß er nichts versteht — — —
Ich aber hätte lieber dort vernommen
Ein bißchen Deutsch, erhab'ne Majestät!

Zwar machten wir mit Frankreichs Tricolore
Vor langer Zeit schon Frieden — Gott sei Dank.
Doch immerhin — am Brandenburger Thore
Dünkt mir erwünscht der Muttersprache Klang.
Kamst Du auch her aus weiter, weiter Ferne,
Aus jenem Land, „wo hoch der Vorbeer steht“ — —
Ist es unmöglich, — daß in Rom man lerne
Ein bißchen Deutsch; erhab'ne Majestät?

Wer heut' gebietet auf dem Herrscherthron,
Der wandle auch auf höchster Bildung Spur,
Es sei der Träger einer Königskrone
Zugleich der Träger geistiger Kultur.
Dum — — — kehrt Du heim zum stillen Tiberthale
— Du bist noch jung, und es ist nicht zu spät —
Studire fleißig in dem Quirinale
Ein bißchen Deutsch; erhab'ne Majestät?

Wir bauten gern die prächt'gen Ehrenpforten
Dem lieben Gaste aus dem schönen Rom
Und dankt er uns auch nicht mit deutschen Worten,
Warum denn nicht im eig'nen Idiom?
Wen auf der Menschheit allerhöchsten Höhen
Des Purpurmantels stolze Pracht umweht,
Dem ziemt es auch, am Ende zu verstehen
Ein bißchen Deutsch, erhab'ne Majestät!

Der Deutschen Dichtung hellsten Morgenröthe
Wird bald bei Euch ein Monument geweiht,
Vom hohen Sockel grüßt der junge Goethe
Die ew'ge Stadt und ihre Herrlichkeit.
Doch willst Du wissen, was er uns gewesen
Als Philosoph, als Mensch, und als Poet — — —
Dazu gehört, man muß ihn eben lesen,
Ein bißchen Deutsch, erhab'ne Majestät!

Ein guter Rath.

Ich gab euch öfter schon den Rath:
Wenn sich die Tage kürzen
Und wenn sich der September naht,
Sucht den Beleuchtungsapparat,
Damit kein Mensch kann stürzen.

Ich meine jenes Lämpchen klein
Das auf der Treppe baumelt.
Sehr nöthig pflegt es oft zu sein,
Wenn ein Bewohner, voll von Wein,
Begeht nach Hause taumelt.

Bisweilen kommt auch ein Besuch,
Vielleicht zum Küchenmädchen,
Im Hause nicht bekannt genug,
Stürzt dieser ab, mit wildem Fluch,
Verbricht sich seinen Schädel.

Das dicke Ende kommt zum Schluß
Und wer es hat vergessen,
Daß eine Lampe brennen muß,
Der hat hierauf sehr viel Verdruß,
Und Kosten, hochbemessen.

Mit Strafen kommt die Polizei
Mit Klagen ohne Ende
Kommt der Geschädigte herbei,
Verlangt die Krankheitskosten frei
Und lebenslange Rente.

Dum rathe ich es Jedermann:
„Beim ersten Abenddämmer
Die Treppenlampe zünde an,
Damit kein Mensch verlieren kann
Balance, Gut und Klemmer!“

Wau-Wau.

Mensch sei vergnügt!

Es ist kein Ding so bitterhöß' auf Erden,
Es kann zu etwas Gutem nützlich werden;
Man muß nur stets die gute Seite fassen
Und nie sich von der bösen foltern lassen.
Wenn spitze Dornen uns die Rose zeigt,
Was thut's wenn man das Gegenbild vergleicht
Wo auf den Dornen sich die Rose wiegt. —
Mensch sei vergnügt!

Es stürmt und regnet schon seit vielen Wochen
Und mancher hat ins Freie kaum gerochen,
Da kehrt er schon zurück von seiner Reise
Und schimpft: die ganze Welt ist aus dem Geleise!
Warum denn gar? Der Wettergott meint's gut,
Daß uns belästigt nicht der Sonne Gluth
Und uns der Staub nicht in die Augen fliegt.
Mensch sei vergnügt!

Der deutsche Michel murret im stillen Grollen
Er muß sein täglich Brod so schwer verzollen;
Von allem was er heut' braucht im Leben,
Muß er Tribut dem bösen Zöllner geben.
Zwei Theile nur — hört hört! — verzollt er nicht;
Die Lust zum Athmen und das Tageslicht,
Darüber hat der Staat noch nicht verfügt,
Mensch sei vergnügt!

Ins Bad! ins Bad! heißt die Parole heute,
Ins Bad vergnügen sich die „feinen Leute“,
Wohl sechsmal täglich wechseln sie die Kleider,
Ist auch die Rechnung nicht quittirt vom Schneider
Und wer sich nicht mit ihnen messen kann,
Den seh'n sie gern für einen Lumpen an; —
Der „Lump“ hat Geld gespart, und das genügt
Mensch sei vergnügt!

(Reggend. M.)

Ueberall wird getagt.

Jetzt ist die wunderschöne Zeit,
Wo lauter „Tage“ tagen,
Und wer nur einen mitgemacht,
Hat 'nen verdorb'nen Magen.

Der Mensch ist kein Amphibium.

Die Schwalben zogen jüngst schon Beine,
Weil's regnet ohne Unterlaß;
Nun macht der Storch sich auf die Beine,
Der Boden wird ihm hier zu — naß.
Auch ich mach' gern mich auf die Socken;
Die Witterung treibt es gar zu bumm!
Ich sitze lieber warm und trocken:
„Der Mensch ist kein Amphibium!“

Verloren ist schon Hals und Kopfen
An dieser wäss'rigen Natur;
Nur Hagelschloffen, Regentropfen
Beut uns die Sommerzeit toujours,
Den Wettermacher anzuklagen
Hat wirklich recht das Publikum;
Soll' ich es ihm mal gründlich sagen:
„Der Mensch ist kein Amphibium!“

Nur steter Wechsel wärzt das Leben;
Schließ, Petrus, drum die Schleusen zu!
Ruht gold'nen Sonnenschein uns geben,
Mit dem trifftst du der Menschheit Gout.
O höre unser heißes Flehen,
Nimm nicht die lauten Klagen trumm;
Laß uns jetzt trodene Tage leben:
„Der Mensch ist kein Amphibium!“

(„Damb. Fremdenbl.“)

Nachdruck verboten.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Kinder wegen.

Frau Martha Schulze hat ihre Hausgenossin Frau Auguste Niklas beleidigt. Eine Einigung beim Schiedsmann ist nicht erfolgt, weil die beiden Frauen selbst vor dem Schiedsrichter nicht aufhörten, sich zu beschimpfen. Frau Niklas hat nun Frau Schulze vor Gericht laden lassen.

Richter: Wie hier aus den Akten des Schiedsrichters ersichtlich, sind Sie beide, die Klägerin wie die Angeklagte, in gleicher Weise aufeinander losgegangen, und die Schimpfworte sind von der einen, wie von der andern Seite wohl gleich zu beantworten. Wäre es nicht besser, Sie einigten sich.

Beide Frauen zugleich: Nicht zu machen, sie muß brummen. Mit die Spinatwachtel soll ich mir woll verdragen, nich in de Tüte.

Richter: Nun, dann treten wir in die Verhandlung ein. Sie werden Beide sehen, daß es nur zu Ihrem eigenen Schaden ist.

Beide Frauen zugleich: Die hat ja angefangen. Die war ja der Karnidel.

Richter: Jetzt antwortet immer nur diejenige, welche ich fragen werde. Also Frau Schulze, woher kam der Streit?

Angekl. Schulze: Ich hatte mir ieverhaupt nich rumgestritten, dazu bin ich vills zu vurnehm. Aber ich lasse mir doch nich ugen von so 'ne Kröte, wie de Niklassen ihre. Ich meene die Föhren. Die Niklassen hat een Wengel, so van verzehn Jahren, det is 'ne ganze riebtje Wolle, der kommt een Tachs zu mir anjerannt un schreit: „Frau Schulzen, Ihr Ede“, wat mein Junge is, „Ihr Ede is 'n neuen See Schlittschuhloosen jeangen un is inebrochen.“ Deuten Se sich mein Schred. Kaum det ich mir wat ievergezogen hatte, renne ich runter, steije in 'ne Droschke un der Lummel macht mir ooch noch de Wagendhiere uf, dann schreit er: „Machen Se man, Frau Schulzen, vielleicht könn' Se 'n noch retten, Ihr'n Ede“ un denn fuhr ich haste nich jesehn, raus nach 'n neuen See. Ich bezahle die Droschke, et war 'n Taxemeter, kost'te baare sechzehn Tröschkens un stellt mir an See. Et war nisch Besondereß da zu sehn. Keene Wreijung nich. 'N paar Liebespärtchen liefen an Ufer rum, eene olle dicke Madam saß uf 'ne Bank un fraß Kuchen un de Schwäne jondelten in Teich rum. Nu schrie ich: „Edward, Edward, um Gotteswillen, Edward wo steckste denn?“ Nu wurden de Leute ufmerksam uf mir, et standen sojleich jeen 40 bis 50 Leute um mir rum un brillten mit mir: „Edward, Edward.“ Aber keen Edward war zu sehn. Da kam 'n Schuhmann un fraachte mir, wat ich wollte un da erzählte ich ihm, det mein Edward kein Schlittschuhloosen inebrochen is. Ha't in mein Leben 'n Jolächter jehört, da war't det um mir rum. Die Olle hat wohl 'n mächtigen Baden, brillt eener. Een Anderer meente: Se sollten mir nich auslachen, denn ich wär wohl eene, die aus Dalldorf entsprungen is. Der Schuhmann mußte det ooch wohl denken, denn er sahte mir ganz leise unter un sachte: „VeruhjenSe sich man, jutste Frau, jek in Juni, in Sommer jiebt et bei uns in Berlin keen Eis nich.“ Un da erscht merkte ich, det ich

in mein' Schred un in meine mitterliche Liebe jar nich an Sommer jebacht hatte. Un dat der Himmel mich jenuß hatte, der Himmel von de Niklassen, det war mich nu jänzlich klar in mein Kopp. Na, meine Mut können Se sich denken. Ich fuhr' gleich wieder zu Hause, da siht mein Edward un macht Schularbeeten, det is überhaupt 'n sehr juter Junge. Ich jing nu uf de Suche nach dem verdamnten Wengel von de Niklassen un treff'n vor de Hausdhiere. Fraacht mir doch der Schlump mit 'ne Cigarre in't loddrije Marl: Na, Frau Schulzen, ha'm Se Edwarden jerettet?“ Da ha't mir den Jungen jeiangt un ha't 'n verhauen, bis die Mutter zukam. Nu jing det Jeshimpfe los, aber bloß von ihre Seite.

Richter: Sie sind allerdings schwer gereizt worden.

Klägerin Frau Niklas: Ich etwa nich, wenn ich seh, det mein Junge halbtodt jeschlagen wird. Nu verlange ich, det die Frau Schulzen ooch noch wejen Körperverletzung von mein' Sohn int Rittchen kommt.

Dem Richter gefingst es schließlich mit vieler Mühe, eine Eintigung zu erzielen. Die Kosten werden von beiden getragen je zur Hälfte.

Frau Schulze: Wenn ich mir so ieverleje, hält' ich doch nich druf rinfallen dürfen, det so 'n Junge mir uf't Eis in Sommer schickt.

Frau Niklas: (kopfschüttelnd) Ich jlobe nich, det ich mir jeeinicht hab' mit die, det sieht mir doch jar nich ähnlich. Erscht verhaut mir die mein Jung' an nu soll ich noch blechen. Det will nich rin in mein Deeh.



Neuer Versuch.

A.: „Ihrem Sohn geht es jetzt so gut, was hat er denn für eine Stellung?“

B.: „Er ist Bildereklärer in einer secessionistischen Ausstellung.“

Schneidiger Rückzug.

„Nein, Herr Leutnant, ich kann die Ihre nicht werden!“

„Ach! Oh! Gnädigste glauben gar nicht, wie heiß ich mich danach sehnte, auch 'mal einen Korb zu bekommen.“

Druckfehler.

Die Treiber umstellten die Hosen, in die die Jäger unter lautem Krachen hineinschossen.

Aufmunterung.

Richter: Wie alt sind Sie Fräulein?

Fräulein (schweigt.)

Richter: Nun, nun? Aber ich bitte Sie, Fräulein, es kann sich doch nur um eine zweistellige Zahl handeln.

Ein Schwerenöther.

Dame: „Sehen Sie nur, wie die Bienen schwärmen.“

Herr: „Wer sollte das in Ihrer Nähe nicht thun?!“

Begleit-Bild.



Diese junge Dame geht niemals ohne ihren Großvater aus. Wo ist er?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
E m i l B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.